Kabine No. 11.

Roman von Oskar T. Schweriner.

(7. Fortsetzung.)

Strenge Herren regieren nicht lange. Es ist ein altes Volkswort, das sich nirgends so gut anwenden läßt wie auf dem Ozean. Je kräftiger der Sturm, desto schneller hat er ausgetobt. Eine Stunde, nachdem Sir Alfred sich oben an der Eisenstange hatte anbinden lassen, sah das Meer aus wie ein unschuldiges Bächlein. Und die Sonne lachte am Himmel, daß es eine Freude war. Sir Alfred kam pudelnaß und lächelnd in den Rauchsalon zurück. Und die Passagiere strömten aus den Kabinen herauf ins Freie; immer noch blaß, aber freudig lächelnd.

Was Grübert, der Erste Offizier, überhaupt nicht, was die aufsehenerregende Wette Könneckes kaum hatte zustande bringen können, das war dem Sturm gelungen. Alle Passagiere fühlten sich nach der gemeinschaftlichen Angst wie verbrüdert. Alle sprachen sich an, beglückwünschten sich, scherzten miteinander über die ausgestandene Seekrankheit.

„Sehen Sie, Grübert," sagte auf der Kommandobrücke oben der Kapitän zu seinem Ersten Offizier, „da sieht man wieder mal, daß die Engländer recht haben, wenn sie sagen: „Es ist kein böser Wind, der nicht etwas Gutes bläst." Jetzt hat er uns das geschafft, was wir mit aller Macht nicht zusammenbringen konnten. Und dafür sei er gesegnet.."

„Nun aber hinunter", rief Sir Alfred im Rauchsalon, „sonst erkälte ich mich auf den Tod."

Könnecke überblickte mit einer wehmütigen Geste seine Kleidung.

„Ich glaube, ich tue dasselbe — wenn auch aus anderen Gründen", lachte er.

„So kommen Sie mit."

Die beiden Männer gingen. — —

— — — — — — — — — —

Hinter dem Tisch in seiner Kabine saß Bergmann; vor ihm lagen die entwendeten Papiere ausgebreitet. Er war emsig damit beschäftigt, sie zu kopieren. Reihen und Reihen von Zahlen bedeckten die Blätter; hin und wieder eine halbe Seite Text, dann wieder Zahlen und wieder zwei, drei Zeilen Text. Und zwischendurch alle möglichen Zeichnungen; geometrische und andere. Diese pauste er durch.

Es war eine langwierige Arbeit; bedeutend erschwert durch das Schwanken des Schiffes. Häufig mußte er eine Zeichnung von neuem beginnen; wenn zum Beispiel durch eine plötzliche unfreiwillige Bewegung sein Bleistift quer über das ganze Blatt gefahren war. Um so mehr freute er sich, als er bemerkte, wie der Sturm nachließ und das Schiff wieder ganz ruhig war. Jetzt konnte er so sicher arbeiten wie daheim in seinem Zimmer.

Das erfüllte ihn wohl mit Freude — dennoch war ihm der Sturm lieber gewesen. Er sagte sich, daß die Gefahr der Rückkehr Könneckes bedeutend größer geworden war. Und so hielt er von Zeit zu Zeit in seiner Arbeit an, um zu lauschen.

Nebenan klinkte ein Schloß. Atemlos horchte der Russe auf.

Eine — zwei Minuten der Ueberlegung, dann untersuchte er die Tür, um sich zu überzeugen, daß sie auch fest verschlossen war. Und nun zurück an die Arbeit.

Nach einer weiteren halben Stunde war sie beendet. Bergmann nahm die Kopien und verschloß sie in einer Brieftasche, die er in das Futter seines Rockes einnähte. Dann faltete er vorsichtig die gestohlenen Papiere genau so zusammen, wie er sie dem Schubfach entnommen hatte, und lauschte wieder.

Nebenan regte sich nichts.

Sollte Könnecke die Kabine wieder verlassen haben?

Bergmann beantwortete sich die selbst gestellte Frage mit einem Kopfschütteln. Nein, er würde die Umdrehung des Schlüssels im Schloß gehört haben. Woher aber diese Ruhe? Er mußte Gewißheit haben; auf jeden Fall.

Der Handtasche, die, wie schon gesagt, seine Dietriche, Feilen u. anderes Schlosserwerkzeug enthielt, entnahm er einen feinen Bohrer. Er stellte sich auf sein Bett und begann nun zwischen zwei Fugen des Holzwerks ein ganz feines Loch zur anderen Kabine hinüber zu bohren; ein Loch, nicht dicker als eine feine Stecknadel. Er bohrte fast senkrecht, von oben nach unten.

Es mußte wohl die Arbeit einer geübten Hand sein; sie verursachte jedenfalls keinerlei Geräusch. Und nun war sie beendet. Bergmann stellte sich auf die Zehenspitzen, kniff ein Auge zusammen und brachte das andere an die kleine Oeffnung, um sofort einen unterdrückten Ruf des Erstaunens auszustoßen.

Könnecke lag entkleidet auf seinem Bett. Der gute Mann hatte sich, wahrscheinlich von den Strapatzen übermüdet, zur Ruhe gelegt.

Mit einem Bleistift machte Bergman ein ganz winziges Kreuzchen neben dem von ihm gebohrten Loche; zog ein Stückchen weißes Wachs aus der Tasche und füllte die Oeffnung wieder aus. Dann sprang er vom Bett hinunter, um sich auf dessen Rand hinzusetzen und nachdenklich den Kopf in beide Hände zu stützen.

Die Sache war ihm fatal; sehr fatal. Wie sollte er jetzt die Papiere in ihr Schubfach zurückbringen?

Er kam zur Ueberzeugung, daß ihm nichts anderes übrig blieb, als in der eigenen Kabine so lange zu verweilen, wie es Könnecke beliebte, in der seinigen zu bleiben.

Mit einem unterdrückten Fluch warf er sich auf sein Bett und zündete eine Zigarre an. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ich fürchte, unser Landsmann verliert seine Wette. Diese vermaledeite „Olympic" hält immer noch Schritt mit uns."

Und die kleine Gruppe von Deutschen spähte hinüber zum Horizont. Dort hielt das englische Schiff in der Tat „Schritt".

Sir Alfred kam dicht vorüber. Das Gespräch verstummte; er schien es nicht zu bemerken. Als er vorbei war, nahmen sie die Unterhaltung wieder auf — dasselbe Thema.

„Man müßte mit dem Kapitän sprechen. Es wäre doch eine Schande.."

„Abwarten. Noch ist die halbe Reise nicht vorüber."

„Ich glaube auch, es wird ein Endstreich. Unser Kapitän fährt noch gar nicht mit vollster Kraft. Es soll eine Ueberraschung werden für den Engländer!"

Sir Alfred promenierte gleich den anderen auf dem Deck, anscheinend gleichgültig. Tatsächlich lugte er nach Hertha von Girsdorff aus. Und so nebenbei auch nach Pitrou. Den hatte er den ganzen Nachmittag vermißt; wo der Kerl wohl steckte? Nicht etwa, daß er Sehnsucht nach ihm hegte; aber er wollte nicht, daß er ihm bei Hertha wieder in die Quere kam. Dieses Mal wollte er sie für sich haben; wollte wenigstens versuchen, was aus ihr herauszufragen sei. Wenigstens redete er sich das ein.

Der kleine schwächliche Pitrou ist wohl jetzt noch mehr tot als lebendig, entschied Sir Alfred in seinen Gedanken. Und das war gut so. Wenn jetzt nur Hertha käme. — — — —

— — — — — — — — — —

Bergmann rauchte und rauchte; eine Zigarre nach der anderen. Es war durchaus gegen die Vorschrift, in der Kabine zu rauchen; war sogar streng verboten. Aber was sollte man tun, wenn man da wie ein Oelgötze liegen und warten mußte, bis es seinem Nachbar genehm war, sich vom Lager zu erheben. Und dieser Nachbar schien vorläufig gar nicht daran zu denken.

Plötzlich kam dem Russen ein Gedanke; mit einem Ruck saß er aufrecht auf dem Bett.

„Wenn man mich oben vermißt —"

Sein Entschluß war gefaßt. Er machte schleunigst Toilette und verließ die Kabine, die Tür vorsichtig hinter sich verschließend. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sir Alfred preßte die Lippen zusammen; seine Augen leuchteten. Dort in der Treppentür tauchte Herthas Kopf auf. Jetzt betrat sie das Deck, an der Hand die Kleine. Endlich!

Der erste Impuls des Mannes war, ihr entgegen zu eilen. Doch er hielt sich zurück. Nur keine Ueberstürzung; nur nichts merken lassen.

Wenn bloß der Franzose nicht dazwischen kommt.

Jetzt trafen sie sich. Sir Alfred griff nach seiner Kopfbedeckung und wollte eben ein paar Worte sagen — da legte sich eine Hand auf seine Schulter.

Der Franzose! fuhr es durch seinen Sinn. Na, der sollte etwas erleben. Aergerlich drehte er sich um. Vor ihm stand — Bergmann.

„Auch seekrank gewesen, Sir Alfred?"

Der Engländer machte gute Miene zum bösen Spiel. Das Mädchen war jetzt doch an ihm vorbei. Nur diesen Russen schleunigst loswerden — und dann ihr nach.

„Durchaus nicht. Sie?"

„Mächtig. Aber jetzt wieder frisch wie ein Fisch im Wasser."

„Das freut mich."

Die Unterhaltung stockte schon.

„Sie werden Ihre Wette gewinnen, Sir Alfred."

„Wird mich freuen."

Wieder eine Pause.

„Wie wär's mit einer Partie Poker, Sir Alfred?"

„Zu Zweien?"

„Das ginge allerdings nicht. Aber vielleicht spielt Könnecke mit?"

Der Engländer schnitt eine kleine Grimasse.

„Den möchte ich nicht auffordern. Ich habe zu viel gewonnen. Wenn er Revanche will, muß er zu mir kommen."

„Dann vielleicht Pitrou?"

„Haben Sie ihn gesehen?" fragte Sir Alfred schnell.

„Nein." Und dann, mit einem Aufleuchten der Augen, fügte der Russe schnell hinzu: „Da Sie mich darauf aufmerksam machen, Sir Alfred — ich habe Pitrou in der Tat seit Stunden nicht gesehen."

Im stillen beglückwünschte sich der Russe. Das glaubte er gut gemacht zu haben.

„Wenn Sie Pitrou gerade treffen, können Sie ihm ja den Vorschlag machen."

„So will ich ihn suchen."

„Auf Wiedersehen."

„Hoffentlich suchst Du bis in alle Ewigkeit und findest ihn nie", brummte Sir Alfred vor sich hin, als Bergmann gegangen war.

Und er setzte Hertha nach.

Bergmann aber ging in aller Ruhe in seine Kabine zurück. Er hatte erreicht, was er wollte; sein Alibi war bewiesen. Einen Moment machte er vor dem Spiegel Halt, lachte sich ins Gesicht und rieb vergnügt die Hände.

Das ist famos gegangen! Jetzt kann's eigentlich kommen, wie es will, dachte er.

Er stieg auf das Bett, legte mit einer Stecknadel die kleine Oeffnung wieder frei und blickte hinüber. Könnecke schlief noch immer. — — — —

— — — — — — — — — —

Sir Alfred war gleichfalls zufrieden. Seit einem ganzen Weilchen promenierte er mit Hertha. Und als May Bostock, die eben wieder abgelöst worden war, auf dem Deck erschien, warf er ihr einen Blick zu, den sie verständnisvoll erwiderte. Jawohl, sie war auf dem Posten. Kannte ihre Pflicht genau. Sie hatte Pitrou „abzufangen", falls er sich zeigte, eventuell mit Könnecke anzubandeln, wenn es ging.

Aber sowohl der Deutsche wie der Franzose erschienen nicht auf dem Deck. So machte sie es sich denn in der Nische bequem.

„Wissen Sie, daß ich schon immer den Wunsch hegte, so ein wenig mit Ihnen zu plaudern, schon vom ersten Tag unserer Abreise an?"

Hertha blickte Sir Alfred kokett an.

„Nun — und weshalb haben Sie es nicht getan?"

„Weil ich mich nicht gern aufdränge."

„Im Gegensatz zu Monsieur Pitrou."

Der Engländer war erstaunt.

„So?!"

Sie lachte.

„Na ja; er versteht das famos."

„Sehen Sie. Den Eindruck wollte ich eben nicht erwecken."

„Und weshalb mußten Sie fürchten, einen solchen Eindruck zu erwecken?"

„Weil Sie so häufig mit Herrn Könnecke promenierten. Ich hielt ihn ein Weilchen sogar für Ihren — Verlobten."

Da der Engländer in diesem Moment das Mädchen nicht ansah, bemerkte er auch nicht, wie eine heiße Blutwelle in ihre Wangen stieg. Im nächsten Moment hatte sie sich gefaßt; sie vermochte sogar zu lachen.

„Wie kommen Sie nur darauf! Ich kenne Herrn Könnecke nicht näher als zum Beispiel — Sie."

„Ach was."

„Wirklich nicht. Wir lernten uns erst hier auf dem Schiff kennen — und da ich Langeweile hatte, war mir seine Gesellschaft recht angenehm. Das ist aber auch alles."

Hertha zögerte, dann bemerkte sie zu Sir Alfred:

„Nun — wenn es eines Beweises bedarf, daß mir Herr Könnecke absolut nichts weiter ist, oder sagen wir, war, so können Sie das schon daraus ersehen, daß wir uns vollständig — entzweit haben."

„Menschen, die sich nichts sind, entzweien sich nicht."

„Sehr gut gesagt. Aber Menschen, von denen der eine im Begriff steht, dem anderen näherzutreten, als der es wünscht, entzweien sich."

„Ach so!"

„Hm, hm!" lachte Hertha.

„War er Ihnen nicht sympathisch, dieser junge Goliath?"

„Reden wir von etwas Netterem."

„Zum Beispiel von Ihnen."

„Oder von Ihnen."

„Liebenswürdige Redensarten," lächelte Sir Alfred geschmeichelt. Doch Hertha sah ihn mit einem Blick an, daß selbst dem ruhigen Engländer das Blut zu Kopfe stieg.

„Durchaus nicht — ganz."

Das Gespräch drehte sich noch eine ganze Weile um Könnecke.

„Eigentlich weiß ich gar nicht, was man gegen den jungen Mann haben kann. Er scheint mir eine sehr aufrichtige Seele. Ich bin recht gern mit ihm zusammen," bekannte Sir Alfred. Doch Hertha verblieb auf ihrem Standpunkt.

„Geschmacksache."

Später hatte der Engländer das Gespräch geschickt auf Herthas Vergangenheit gelenkt. Und Hertha hatte ihm dann dieselbe Geschichte so erzählt wie dem Franzosen. Von ihren Großeltern in Costarica; von ihrer Sehnsucht nach dem schönen Lande.

„Und jetzt werde ich mich sobald wie möglich in New York freimachen, um nach San Jose zu reisen."

„Und wie lange werden Sie sich in New York aufhalten?"

„Nun — unter sechs bis acht Wochen wird es wohl kaum gehen."

„Das ist zu lange."

„Wie meinen Sie?"

„Nun — es wäre doch zu schön gewesen, wenn wir zusammen hätten reisen können."

„Nach San Jose?"

„Ganz recht."

„Sie reisen auch dorthin?"

Der Engländer weidete sich an dem Erstaunen des schönen Mädchens.

„Ganz direkt von New York; ohne Aufenthalt. Wenn Sie es möglich machen könnten, mitzukommen —"

„Oh — wie gern! Wenn das ginge."

„Wir sprechen noch darüber."

Schweigend gingen sie nebeneinander her. Ein jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Sir Alfreds Hirn brütete einen Plan, der es möglich machen würde, seinen Wunsch zu erfüllen. Eine Reise nach San Jose mit diesem reizenden Geschöpf als Begleiterin — so malte er sich den Himmel auf Erden aus. Herthas Stimme riß ihn plötzlich aus seinen Träumereien.

„Ich glaube doch fast, Sie scherzen."

„Aber — meine teure Miß Hertha —"

„Ich kenne Costarica sehr genau. Was ein englischer Lord da unten will. — Denn zum Vergnügen ist's jetzt doch schon zu heiß."

„Ich fahre auch geschäftlich."

„Panamahüte oder Gänseschmalz?"

„Gut — ich sehe, Sie glauben mir nicht. Ich fahre für einen großen Bankkonzern dorthin — man will dort —" er hielt plötzlich inne.

„Man will dort —?"

„Reden wir doch nicht von Geschäften! Man will dort eben etwas Großes unternehmen. Sie können es mir schon glauben — auf das Wort eines Gentleman." — — — — —

Sechs Schläge der Schiffsglocke kündeten die siebente Abendstunde und gleichzeitig die Tatsache, daß es die höchste Zeit sei, sich zum Diner umzukleiden. Alles eilte in die Kabinen. Mit einem Händedruck trennten sich Sir Alfred und Hertha von Girsdorff.

„Ich hoffe, daß diese Plauderstündchen sich nun häufig wiederholen werden. Und ich hoffe auch, daß wir einen Weg finden werden, die sonst langweilige Reise nach San Jose zusammen zurücklegen zu können."

„Hoffen wir."

Erst in seiner Kabine kam es dem Engländer zum Bewußtsein, daß er zwar von Hertha wenig erfahren, ihr dafür aber desto mehr mitgeteilt hatte. Der Gedanke berührte ihn im ersten Moment unangenehm; dann sagte er sich, daß es schließlich doch „ganz gleich" sei.

„Neben einem solchen Teufelsmädel muß man total den Kopf verlieren," brummte er entschuldigend vor sich hin, während er vor dem Spiegel seine Krawatte band.

Hertha dagegen sann darüber nach, wie sie Erich Könnecke erreichen und ihm mitteilen könnte, was sie erfahren hatte. Denn das war sehr wichtig und konnte den Dingen unter Umständen ein ganz anderes Aussehen geben.

Neuntes Kapitel.

Beim Diner gab es ein großes Hallo. Einige der Passagiere waren jetzt erst „aufmerksam" und wurden mit Hurra begrüßt. Zu ihnen gehörte auch Könnecke und Pitrou. Selbst Bergmann wollte man dieselbe Ehre zuteil werden lassen; er lehnte aber entschieden ab.

„Mir ging's gut, ich könnte mich auf das Zeugnis von einem Dutzend Passagieren berufen," meinte er. „Aber es genügt wohl schon, wenn ich Sir Alfred Tucker nenne. Wir sprachen uns bald nach dem Sturm."

Der Engländer nickte über den Tisch hinüber Bestätigung.

„Das stimmt!"

Es war ein herrlicher Abend, und so entschied man sich für ein Tänzchen auf dem Promenadendeck. Bald war die Musik zur Stelle, und ein Straußscher Walzer erklang über das spiegelglatte Meer. Von der Reling zum darüberliegenden Sonnendeck waren Flaggen aller Nationen gespannt, zum Schutz für Damen, die sich sonst in ihren leichten Abendtoiletten erkälten konnten. Bald wiegte sich alles im Tanze; die Stewards reichten Erfrischungen. Die Szene glich einem eleganten Ballsaal.

Bergmann und Könnecke standen am äußeren Rande des die Tanzenden umgebenden Ringes und plauderten miteinander. Plötzlich entschuldigte sich Könnecke. Er hatte Hertha im Schatten der Kommandobrücke erkannt; sie gab ihm ein Zeichen, daß sie ihn sprechen müsse.

„Ich bin gleich wieder zurück."

„Gehen Sie hinunter in Ihre Kabine?"

Doch Könnecke schien die Frage des Russen nicht mehr gehört zu haben. Da setzte sich auch Bergmann in Bewegung; ganz gemütlich schlenderte er auf die Treppentür zu, die zu den Kabinen führt. Dann wurde er plötzlich lebhaft. Jetzt war seine beste Gelegenheit, sagte er sich. Könnecke hatte so lange geschlafen, bis ihn das Signal zum Diner aus dem Schlummer geweckt hatte, und dann hatte auch Bergmann sich ankleiden und in den Speisesaal gehen müssen. Es war ein solches Gehen und Kommen auf den Korridoren gewesen, daß er nicht Gelegenheit gefunden hatte, die Kabine seines Nachbarn unbemerkt zu betreten. Er hatte es für gefährlich gehalten, allzu spät im Speisesaal zu erscheinen. Zudem sagte er sich, daß, solange Könnecke selbst nicht in seiner Kabine war, eine Gefahr, daß der Diebstahl entdeckt werden könnte, immer noch ausgeschlossen war. Diese Gefahr bestand natürlich erst, wenn Könnecke sich in seiner Kabine aufhielt. Wenn er dann zufällig das Schubfach öffnen sollte —.

Das war bisher nicht geschehen.

Nun hatte Könnecke sich einen Moment entfernt. In den Kajütengängen war sicherlich zurzeit kein Mensch; selbst die Stewards befanden sich an Deck. Jetzt schleunigst hinunter.

Schon war die Tat dem Gedanken gefolgt; die Gänge waren erreicht. Und eben wollte Bergmann auf seine Kabine zueilen, als er stutzte. Dort unten an der Kreuzung der beiden Gänge sprachen zwei Menschen; er erkannte sie sofort. Könnecke und Hertha von Girsdorff.

Das war fatal. Sollte er ausharren oder kehrt machen — da wandte sich das Mädchen und schritt eilig in entgegengesetzter Richtung davon. Wenn jetzt Könnecke —

Teufel! Der Deutsche hatte ihn gesehen. Und rasch sagte sich Bergmann, daß jetzt das Klügste wäre, ihn wieder auf das Deck herauf zu lotsen. So tat er, als komme er eben des Weges, bemerkte ihn erst jetzt und habe von dem Gespräch gar nichts wahrgenommen.

„Hallo, Könnecke! Sie auch hier! Was machen Sie hier unten, während oben getanzt wird?"

„Sie auch, ist gut," lachte Könnecke. „Ich ging doch zuerst."

„Richtig! Als Sie fort waren, fiel mir ein, daß ich mir eigentlich ein paar Zigarren holen müßte."

„Hätten Sie es mir doch gesagt. Ich hätte Ihnen gern welche mitgebracht. Zu diesem Zwecke bin ich nämlich selbst herunter gegangen."

Der lügt beinahe so gut wie ich, dachte Bergmann ingrimmig.

„Aber nun rasch nach oben! Schade um jede Minute, die man bei diesem herrlichen Wetter hier unten verbringt."

Und Arm in Arm stiegen sie, den Fahrstuhl verschmähend, die Treppe hinauf. — — — — — — — —

Viermal klang der Ton der Glocke über das Wasser hinaus. Auf dem Deck hörte man es kaum in dem allgemeinen Trubel oder achtete nicht darauf. Auf Grübert dagegen wirkten die Töne wie ein Befehl. Er holte seine Uhr hervor und stellte sie auf Punkt zehn. Dann machte er sich auf den Weg nach dem oberen. Deck.

Grübert mußte an den Tanzenden vorbei; kam dicht an dem mit Bergmann plaudernden Könnecke vorüber. Er streifte ihn mit einem forschenden Blick.

„Wenn der ahnte, was ich jetzt vorhabe."

Der Kapitän erwartete ihn schon. Sofort machten sie sich an die Arbeit. Sie überlegten, besprachen die verschiedenen Möglichkeiten des Falles und brachten schließlich das folgende Telegramm zustande:

„Polizeipräsidium, Hamburg.

Ersuche umgehend drahtlos ausführliches Nationale angeblichen Hamburger Bürgers Erich Könnecke.

Frohmann,
Kapitän des „Cäsar".

„Müßten wir nicht eigentlich diesen Wunsch begründen oder wenigstens ausführlicher angeben, worauf es uns ankommt?"

Der Kapitän konnte sich dieser Meinung Gräberts nicht anschließen.

„Wenn die Polizei mitten vom Ozean ein drahtloses Telegramm erhält, so wird sie sich lebhaft denken, daß es sich nicht um einfache Neugierde des Schiffskapitäns handelt, sondern daß man ein Interesse daran hat, genau zu wissen, was der erwähnte Mensch für eine Person ist. Wir können das Wort Diebstahl oder ähnliches kaum riskieren. Wie das Telegramm da steht, kann man uns im schlimmsten Fall keine allzu schweren Vorwürfe machen. Die Polizei wird, wie gesagt, schon wissen, was wir meinen."

„Ich werde selbst damit zur Station hinaufgehen," meinte Grübert aufstehend.

„Ganz recht! — Doch halt! Es ist vielleicht besser, wenn ich selbst mitgehe; das Ding ist doch von verteufelter Wichtigkeit."

„Wozu wollen Sie sich bemühen, Herr Kapitän? Das einfachste Verfahren wäre, wir lassen den Telegraphisten hierherkommen."

Das geschah denn auch. Der Kapitän griff nach dem Telephon, und fünf Minuten später stand der junge, schlanke, bartlose Telegraphist vor seinen beiden Vorgesetzten.

„Magnus, ich wünsche, daß dieses Telegramm mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt wird. Sie sollten es sofort abschicken, und die Antwort dem Ersten Offizier, sobald sie eintrifft, unverzüglich übermitteln. Ganz gleich, ob es Mittag oder Mitternacht ist. Wenn Sie vom Dienst abgelöst werden, so machen Sie auch ihren Kameraden darauf aufmerksam. Ich kann mich auf Sie verlassen?"

„Jawohl, Herr Kapitän."

„Dann ist's gut. Noch eins! Daß Sie das Dienstgeheimnis wahren, ist selbstverständlich. In diesem Falle hier ist es aber von größter Wichtigkeit, daß das Dienstgeheimnis doppelt und dreifach gewahrt wird, wenn Derartiges möglich ist. Sie verstehen."

„Jawohl, Herr Kapitän."

Frohmann gab durch eine Handbewegung zu erkennen, daß die Unterredung zu Ende sei, und Magnus eilte davon.

„Jetzt können wir nichts weiter tun als abwarten. Erfahren haben wir doch nichts Neues zur Sache?"

„Nichts, Herr Kapitän. Wir müssen eben Geduld haben." — — — —

Pflichtgetreu eilte der Telegraphist nach oben. Auch er mußte an den Tanzenden vorbei; er wäre kein junges Blut gewesen, wenn sein Herz nicht dagegen rebelliert hätte, daß er zum Dienst mußte, während hier getanzt wurde. Und wenn sein Dienst heute vorüber sein würde, dann würde auch das Tanzen längst aufgehört haben.

Suchend flogen seine Blicke über die Tanzenden und die einzelnen, umherstehenden Gruppen. Sie suchten May Bostock. Die blonde May schien nicht anwesend zu sein.

Es erfüllte den jungen Mann mit einer gewissen Genugtuung. Wenigstens würde sie mit keinem anderen tanzen. — Welch ein reizendes Plauderstündchen das gewesen war heute nachmittag — wie sie sprechen konnte über Land, Leute und Dinge. Wo das junge Persönchen schon überall gewesen war; der reinste kleine Abenteurer. Auf allen möglichen Schiffen als Stewardeß; so weit die englische Zunge reicht. Und das war weit. Und er selbst — war er nicht auch solch eine Abenteurernatur? Solch ein englisch-deutsches Bündnis zweier Abenteurerseelen — vereint die ganze Welt durchstreifend — von Schiff zu Schiff, von Meer zu Meer, von Land zu Land — das dachte er sich ideal. Und eignete sich ihr Beruf nicht prächtig dazu? Nichts, aber auch gar nichts stand der Erfüllung dieses Herzenswunsches im Wege. Nur — Mays Zustimmung —. Und die, glaubte er, würde er schon bekommen.

Ganz von den Gedanken an das blonde Mädchen, das er liebte, erfüllt, betrat er die Marconistation — und glaubte im ersten Moment zu träumen. Auf dem Stuhl vor dem Apparat saß in aller Seelenruhe May Bostock und lächelte dem Eintretenden entgegen.

„Miß May — Sie hier?"

„Warum nicht. Ich wollte Ihnen einen kleinen Besuch abstatten. Sie waren nicht hier. Da ich aber doch wußte, daß Sie Dienst hätten, und deutsche Disziplin hier auf diesem Schiffe ja nun schon zur Genüge kennen gelernt habe," — sie lachte ein wenig auf bei den Worten — „so wußte ich ganz genau, daß Sie jeden Moment zurückkommen mußten. Da habe ich es mir denn bequem gemacht."

Und als er noch immer stehen blieb und nicht gleich antwortete:

„Habe ich mein Englisch wieder mal zu schnell gesprochen oder sind Sie mir deshalb böse?"

„Aber, liebe Miß May! Wie können Sie das nur vermuten?"

In seinem drolligen Englisch sagte Magnus zu May: „Ich muß jetzt ein wichtiges Telegramm aufgeben. Sie werden also vor allem einmal so freundlich sein und mir den Stuhl einräumen."

May sprang auf.

„Pardon — aber neben Ihnen stehen und zusehen darf ich doch?"

Magnus war unschlüssig. Endlich blickte er May fest ins Gesicht.

„Sie sprachen eben von deutscher Disziplin. Diese Disziplin verbietet es mir, Ihnen zu gestatten, neben mir zu stehen, während ich telegraphiere."

May zog ihr Mündchen zu einem allerliebsten Schmollen zusammen.

„Sie fürchten wohl gar, ich könnte Ihre Geheimnisse lesen?"

„Durchaus nicht. Ich bin überzeugt davon, daß Sie es nicht tun würden. Und dennoch — ich darf nicht gestatten, daß Sie neben mir stehen. Selbst Ihnen nicht."

„Dann gehe ich eben! Unten beim Tanz ist's auch ganz schön."

Sie wandte sich ohne Gruß der Tür zu.

„May!"

Die Blonde machte in der Tür Halt.

„May — bleiben Sie doch!"

„Ich dachte, Sie dürften mich hier nicht dulden — sagten Sie nicht eben so?"

„Das habe ich nicht gesagt; bleiben Sie ruhig hier. Nur — neben mir dürfen Sie nicht stehen."

„Ach so —" machte May gedehnt, als sei sie selbst unschlüssig, was sie jetzt eigentlich tun müßte.

„Sie würden doch selbst nicht wollen, daß ich meine Pflicht verletze."

Das schien zu entscheiden.

„Eigentlich haben Sie recht! Das möchte ich auch nicht. Ich bleibe also hier an der Tür — wenn ich darf."

„Ob Sie dürfen? — Sie sind ein lieber Kerl."

Dann machte sich Magnus an die Arbeit. Funken sprühten; sprühten bei jeder Berührung der feinen Aufgabenadel mit dem Metall; sprühten bei jeder Bewegung des Handgelenks des Telegraphisten. Und das zischte und surrte und summte und lärmte, daß man seine eigene Stimme nicht hören konnte. Und doch war ein jedes Zischen und Summen ein ganz deutlicher Laut; für den, der es verstand. Da bedeuteten zwei kurze Laute ein J und drei lange Laute ein O, ebenso wie auf jeder gewöhnlichen Telegraphenstation. Das altbewährte Morsesystem.

(Fortsetzung folgt.)